

A black and white photograph of a modern, multi-story apartment building with a grid-like facade. In the foreground, several people are walking across a paved area, pushing strollers. The scene is captured in a cinematic style with strong shadows.

Astrid Baerwolf

Kinder, Kinder!

*Mutterschaft und
Erwerbstätigkeit
in Ostdeutschland*

A vintage, sepia-toned photograph showing two women in mid-20th-century attire. One woman is holding a young child, while the other stands nearby. In the background, other children are playing in a grassy area, and a large apartment building is visible. The entire image has a warm, orange-brown tint.

Eine Ethnografie
im Generationenvergleich

Wallstein

Astrid Baerwolf

Kinder, Kinder! Mutterschaft und Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland

GÖTTINGER STUDIEN ZUR GENERATIONSFORSCHUNG

Veröffentlichungen des DFG-Graduiertenkollegs
»Generationengeschichte«

Band 14

Herausgegeben von
Dirk Schumann



Astrid Baerwolf

Kinder, Kinder!

Mutterschaft und Erwerbstätigkeit
in Ostdeutschland

*Eine Ethnografie
im Generationenvergleich*



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit Unterstützung des DFG-Graduiertenkollegs
»Generationengeschichte«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2014

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Frutiger und der Adobe Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, SG-Image

Fotografie oben: © picture alliance / dpa

Fotografie unten: © ddrbildarchiv.de / Klaus Morgenstern

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-1572-3

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2692-7

Inhalt

Einleitung

I. Die Forschungsperspektive (7) II. Ordnungsversuche einer unordentlichen Methode – die Feldforschung (11) III. Theoretische Perspektiven – Biografie und Generation (23)

1

»Wenn Mutti früh zur Arbeit geht«
Das Narrativ der voll berufstätigen Mutti in der DDR

I. Zur Genese einer sozialen Erzählung (30) II. Arbeits- und Arbeiterkult(ur): »Frauen zählen mit« (34) III. Nachwendeerzählung: Von der Vorhut zu den Verliererinnen und zurück zur Avantgarde (44) IV. Narrative Abgrenzungen – Arithmetische Annäherungen (49)

2

Das haben doch immer alle geschafft
Zur generationellen Inkorporation einer sozialen Erzählung

I. Generationsthemen (55) II. Haltungen: *Was hätte ich denn machen sollen, ab jetzt Hausfrau sein?* Die Wendemütter (57) III. Umdeutungen: *Das schafft man doch gar nicht.* Die Nachwendemütter (61) IV. Erinnerungen: *Ich war wie gesagt ganz stolz und war ja nun berufstätig.* Die DDR-Mütter (65) V. Generation und Erzählung. Generationsthemen zwischen Narrativ und Narrationen (69)

3

Generation und Berufsbiografien. Porträts

I. Vereinbarkeit – (k)ein Thema? Die DDR-Mütter (73) II. *Du musst jetzt auf Arbeit gehen.* Die Wendemütter (83) III. Unternehmerinnen in Sachen Familie und Beruf. Die Nachwendemütter (101) IV. Berufsbiografien im Spannungsfeld zwischen weiblichen Strategien und institutionellen Effekten (126)

4

Zwischen Erzählungen.
»Die berufstätige Mutti« in intergenerationeller Rede

I. Zweifel: *Ich glaube niemals, dass die Mütter das gern gemacht haben* (131) II. Einigkeit: *Muss sie wohl in den sauren Apfel beißen und voll arbei-*

ten (134) III. Erzählung: Vorprogrammierter Weg (141) IV. Zwischen-Erzählungen. Zum generationellen Transfer in Familie und Gesellschaft (145)

5 Kulturelle Kodierungen von Kindheit und Elternschaft

I. Die schöne Kindheit – ein hegemoniales Modell (153) II. Elternschaft: »Familienideologie« und Mutterliebe (159)

6 *Da mussten die Kinder ihre Probleme eben weitestgehend ohne die Mutti klären.* Die vergesellschaftete Kindheit in der DDR (168)

I. Grenzen von Elternschaft: *Die Kinder in ihren Grenzen halten* (170) II. Die institutionalisierte Kindheit: *Da war den Eltern manches aus der Hand genommen* (178) III. Pragmatische Mütterlichkeit: *Es gab keinerlei Probleme* (196)

7 *In der deutschen Gesellschaft haben im Prinzip die Eltern das Sagen* Zur Privatisierung der Kindererziehung nach 1989 (210)

I. Ausweitung von Elternschaft: *Das wurde relativ in die Verantwortung der Familien übergeben* (217) II. Verlängerung der elterlichen Verantwortung: *Ich habe ja Eltern, die fangen mich ja auf* (233) III. Elternstile im Umbruch – eine Zwischenfigur (238)

8 *Entweder ich bin ich oder ich bin Mutter doing mother:* Professionalisierte Mütterlichkeit (241)

So viel wie möglich richtig machen. Zur Professionalisierung des Mütterlichen (246) Professionalisierungslogiken des *doing mother* (258) Cui bono? *Ich hab die Kinder doch für mich bekommen.* Aneignung und Transfer (273)

Schluss: Zur Logik neuer Care-Ökonomien in Ostdeutschland (284)

Neue Arbeits- und Wissensregime (286) Neue Care-Ökonomien in Ostdeutschland: Entgrenzte Mütterlichkeit (292)

Dank	301
Die Protagonist_innen der Studie	302
Literatur.	305

Einleitung

I. Die Forschungsperspektive

Die zunehmende Erwerbsarbeit von Frauen gilt seit dem letzten Jahrhundert als paradigmatischer Ausgangspunkt weiblicher Emanzipations- und Partizipationsbestrebungen.¹ Die sozial- und geschichtswissenschaftliche Forschung ist sich weitgehend darüber einig, dass sich die Bedeutung beruflicher Arbeit im Leben von Frauen auch in der Bundesrepublik während der letzten sechzig Jahre stark gewandelt und sich eine Orientierungsverschiebung von der Familie auf den Beruf vollzogen hat.² Längst ist jedoch deutlich geworden, dass daraus nicht automatisch die Gleichberechtigung der Geschlechter resultiert, auch wenn weibliche Berufsarbeit eine notwendige Voraussetzung dafür ist. Die »doppelte Vergesellschaftung der Frau«³ führt strukturell zur Ungleichheit zwischen Frauen und Männern – und für Frauen häufig entweder zum Entscheidungszwang zwischen sozial und finanziell anerkannter Berufsarbeit und der nicht anerkannten, gesellschaftlich unsichtbaren und selbstverständlichen Haus- und Familienarbeit⁴ oder zur Überforderung durch beides.

Aus diesem Grund gehört der Topos der »Vereinbarkeit von Familie und Beruf« zu den nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich immer wieder

1 Funder, Maria et al.: Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur. In: Marburger Gender-Kolleg (Hg.): *Geschlecht Macht Arbeit: Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention*. Münster 2008, S. 7-18: 12.

2 Vgl. u. a. Born, Claudia: *Das Ei vor Kolumbus. Frauen und Beruf in der Bundesrepublik Deutschland*. In: Budde, Gunilla-Friederike (Hg.): *Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945*. Göttingen 1997, S. 46-62: 46.

3 Der Begriff wurde Mitte der 80er Jahre von der Soziologin Regina Becker-Schmidt geprägt und bezieht sich darauf, dass Frauen in mindestens zweifacher Hinsicht zur gesellschaftlichen Reproduktion beitragen, durch Haus- und Familienarbeit und durch marktvermittelte Erwerbsarbeit. Vgl. Becker-Schmidt, Regina: *Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*. In: Unterkircher, Lilo / Wagner, Ina (Hg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Soziologische Befunde zu geschlechtsspezifischen Formen der Lebensbewältigung*. Wien 1987, S. 10-25.

4 In der feministischen Forschung wurde vielfach darauf verwiesen, dass die Gleichsetzung von Erwerbsarbeit und Emanzipation kurzschlüssig ist und dass dabei die Dimension der häuslichen Reproduktionsarbeit als gesellschaftlich notwendige und für jegliche Erwerbsarbeit noch immer unverzichtbare vor- und nachsorgende Tätigkeit übersehen wird. Im Resultat etablierte sich ein Arbeitsbegriff, der Erwerbsarbeit und häusliche Reproduktionsarbeit integrierte. Vgl. Budde 1997, S. 9.

aufgegriffenen Themen. Die hohe weibliche Erwerbsbeteiligung in der DDR wird in dieser Diskussion in Kombination mit dem flächendeckenden Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung nicht selten als erfolgreiches Experiment gesellschaftlicher Umgestaltung hervorgehoben, wenn auch zumeist kritisiert wird, dass das grundlegend widersprüchliche Verhältnis zwischen Familie und Beruf größtenteils zu Lasten der Frauen ging. Dennoch wird davon ausgegangen, dass in der DDR fast alle Frauen, auch Mütter mit kleinen Kindern, erwerbstätig waren⁵, und es wird mehrheitlich behauptet, dass sich trotz der sozialen, politischen und ökonomischen Transformationen nach 1989 Männer und Frauen in Ostdeutschland nach wie vor an diesem Modell orientieren.⁶ Der Widerspruch zwischen Struktur und Kultur würde bis heute von den Ostdeutschen sozusagen mit einem weitgehenden Beharren auf – aus der DDR überlieferten – kulturellen Leitbildern gelöst, gerade weil strukturelle Rahmenbedingungen der Bundesrepublik und DDR-Traditionen nicht übereinstimmen, lautet eine gängige Lesart.⁷ Tatsächlich ist die weibliche Erwerbstätigkeit, insbesondere die Müttererwerbstätigkeit in Ostdeutschland, jedoch seit den 1990er Jahren im Rückgang begriffen, nicht zuletzt auch dadurch und dahingehend, dass die Teilzeiterwerbstätigkeit von Frauen zunimmt. Da jedoch bei allen Annäherungen die volle Erwerbstätigkeit ostdeutscher Frauen noch immer häufiger anzutreffen ist als diejenige in Westdeutschland, werden die in diesbezüglichen Studien zu Ostdeutschland genannten Zahlen um 42,3 Prozent häufig als »großer Anteil« berufsorientierter Frauen hervorgehoben.⁸ In einer neueren Studie werden zudem 30 Stunden Arbeitszeit pro Woche bereits zur Vollzeiterwerbstätigkeit gezählt,⁹ was bislang allgemein als Teilzeit galt. Diese Lesart wirkt sich

5 Rosenfeld, Rachel/Trappe, Heike/Gornick, Janet: *Gender and Work in Germany: Before and After Reunification*. *Annual Review of Sociology* 30 (2004), S. 103-24; Einhorn, Barbara: *Right or Duty. Women and the Economy*. In: Dies.: *Cinderella Goes to Market: Citizenship, Gender and Women's Movements in East Central Europe*. London 1993, S. 113-147.

6 Vgl. u. a.: Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth: *Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Konstanz 2008; Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela: *Angleichung oder Verfestigung von Differenzen? Geburtenentwicklung und Familienformen in Ost- und Westdeutschland*. In: *Berliner Debatte Initial* 15 (4) 2004, S. 26-41; Rosenfeld et al. 2004.

7 Vgl. beispielsweise: Heß, Pamela: *Noch immer ungeteilt? Einstellungen zu Müttererwerbstätigkeit und praktizierte familiäre Arbeitsteilung in den alten und neuen Bundesländern*. In: *Feministische Studien, Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* (2010), Heft 2, S. 243-257.

8 Ebd., S. 249.

9 Die Studie richtet sich nach der Definition von Erwerbstätigkeit der International Labour Organization (ILO), wonach zwischen Vollzeit erwerbstätig (mindestens 30 Stunden / Woche), Teilzeit erwerbstätig (15 bis 29 Stunden / Woche) und geringfügig beschäftigt (1 bis 14 Stunden / Woche beschäftigt) unterschieden wird. Vgl. Goldstein, Joshua R.

zunächst einmal auf die Zahlen der als voll erwerbstätig geltenden Frauen aus und formuliert überdies einen interessanten Hinweis zum Wandel in der generellen Konzeption von Erwerbstätigkeit.

Diese Studie betont nun – gewissermaßen von der anderen Seite her fragend – den Rückgang der weiblichen Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland, wofür unter anderem auch Erwerbstätigkeit in Teilzeit von 30 Stunden ein Indikator ist. Die sozialpolitischen Regime zu weiblicher Erwerbsarbeit und zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der DDR waren gegensätzlich zu Regelungen der Bundesrepublik konzeptualisiert und haben sich seit der Wiedervereinigung grundlegend verändert. Dennoch zielt die Fragestellung nicht auf die (unfreiwillig) hohe Arbeitslosigkeit unter ostdeutschen Frauen nach dem gesellschaftlichen Umbruch, sondern auf neuere Tendenzen des Rückzugs von Frauen, die Mütter werden, vom Arbeitsmarkt. Dieser Ausgangsfrage nähert sich die Studie aus zwei Richtungen: Zum einen über den Modus des generationellen Vergleichs und zum anderen inhaltlich mit dem doppelten Fokus auf weibliche Erwerbstätigkeit und Mutterschaft.

Gegenstand dieser Studie sind kulturelle Wandlungsprozesse von Mutterchaftskonzepten und weiblichen Arbeitsbiografien in den letzten 40 Jahren in Ostdeutschland: Wie haben sich diese entscheidenden Faktoren in der Verhandlungssache Arbeit versus Kinder verändert? Mit Blick auf diesen Konnex richtet sich das kulturanthropologische Erkenntnisinteresse auf die subjektiven Dimensionen der Akteurinnen verschiedener Generationen, auf ihre Erfahrungen, Beweggründe und Selbstdeutungen als Mütter und in Bezug auf ihre beruflichen Biografien. Die historisch-ethnografische Perspektive nimmt dazu Frauen in den Blick, die die spezifische Lebensphase der Familiengründung und der ersten Berufsjahre zu drei verschiedenen Zeitpunkten und unter unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen erlebten: in den späten 60er und in den 70er Jahren in der DDR, zur Zeit der gesellschaftlichen Transformation während der deutschen Wiedervereinigung 1989/90 und in der gegenwärtigen postsozialistischen Konfiguration in Ostdeutschland seit dem Jahr 2000. Durch den generationellen Vergleich wird das jeweilige Gefüge von Erfahrungen, Ideologien, innerfamiliären Tradierungen sowie ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen, die die jeweiligen beruflichen und kinderbezogenen Entscheidungen, Wünsche und Praktiken bestimm(t)en, in den Blick genommen. Es geht sowohl um individuelle als auch um generationenspezifische Eigenlogiken dieser Entscheidungsprozesse von Frauen verschiedener Generationen und

et al.: Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland: Ergebnisse im Rahmen des Projektes »Demographic differences in life course dynamics in Eastern and Western Germany« [Family and partnership in Eastern and Western Germany] Rostock: MPIDR (2010).

darum, wie sie diese aus heutiger Perspektive (um)deuten. Der analytische Fokus gilt dabei auch der Verschränkung von familiären und gesellschaftlichen Generationen. Durch den diachronen und synchronen Generationenvergleich der Mütter zeigen sich Schlüsselstellen für die Weitergabe von Denkweisen und Praktiken, die in unterschiedlichem Maße auf sozialen Wandel und auf intergenerationelle Beziehungen und Transfers in Familien verweisen.

Mutterschaft und Erwerbstätigkeit sind veränderliche kulturelle Phänomene, die in ein komplexes Geflecht von Lebensformen und Familienbeziehungen, von Kinderbetreuungsmöglichkeiten und von Mustern und Bedingungen der Erwerbsarbeit eingebettet sind. Veränderungen und Beharrungsvermögen hinsichtlich der Vereinbarkeitsmuster und -orientierungen von Familie und Beruf werden vor dem Hintergrund der Umbrüche in Ostdeutschland und als historisch und räumlich weiter reichende Prozesse analysiert. In diesen Prozessen werden Brüche deutlich, die einerseits tradierte Polarisierungen zwischen Ost und West aufbrechen, indem sie über Ostdeutschland hinausweisen, die zum anderen aber auch für Ostdeutschland spezifische Entwicklungen darstellen. Um über die Deutung hinauszugelangen, dass es sich bei neueren Einstellungen und Praktiken zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf vorwiegend um Anpassungsprozesse an westliche Muster handelt, geht es mit der letztgenannten Perspektive zum einen um tradierte Orientierungen, die älter sind als die DDR, und zum anderen um Transformationen nach 1989 unter den Stichworten von Globalisierung, neoliberalen Deregulierungen, postfordistischen Arbeitsregimen und der Umstrukturierung des Sozialstaates. Diese Prozesse wirken sich tiefgreifend auf die Ausdifferenzierung und Veränderungen im Alltagsleben aus, das von den Individuen auch hinsichtlich der Lebensbereiche Erwerbsarbeit und Familie sinnhaft gedeutet und in ihrer alltäglichen Lebensführung gestaltet werden muss. Je rasanter der gesellschaftliche Wandel vonstatten geht, desto schneller scheinen sich auch Vorstellungen, Praktiken und Erzählungen zu Mutterschaft, Kindererziehung und weiblicher Erwerbstätigkeit zu verändern. Neben Transformationsprozessen finden jedoch immer auch Tradierungsprozesse statt. Über den Modus des familiären und gesellschaftlichen Generationenvergleichs werden sowohl Verschiebungen als auch Kontinuitäten in den kulturellen Konzepten zu weiblicher Erwerbstätigkeit und Mutterschaft, mithin Vereinbarkeitsstrategien von Frauen sowie institutionalisierte und kulturell-normative Grenzbeziehungen zwischen Erwerbsarbeit und Familie nachvollzogen. Dabei geht es auch um gesamtgesellschaftliche Modelle und Leitbilder weiblicher Biografien, die die Gewichtung von oder die Entscheidung zwischen der Mutterrolle und der Erwerbsarbeit verhandeln.

Im Folgenden gehe ich auf die methodischen und theoretischen Perspektiven der Studie ein, zunächst auf die Themenfindung und ethnografische Wis-

sensgenerierung in der Feldforschung und auf die theoretisch-konzeptionelle Rahmung der Studie über Ansätze und zentrale Begriffe aus der Generationenforschung.

II. Ordnungsversuche einer unordentlichen Methode – die Feldforschung

Der beschriebene gesellschaftliche und diskursive Kontext bildet den Rahmen für diese Studie. Die Idee für die Forschungsarbeit ist allerdings nicht am Schreibtisch entstanden. Sie ergab sich aus der Feldforschung im Rahmen des Forschungsprojektes »Kinship and Social Security« (Verwandtschaft und soziale Sicherung) – kurz KASS¹⁰ –, das sich der vergleichenden Untersuchung familiärer Solidarbeziehungen unter unterschiedlichen institutionellen und historischen Rahmenbedingungen in acht europäischen Ländern¹¹ widmete. In der Konzeption des Projektes wurde davon ausgegangen, dass neben dem Staat die Familie (einschließlich aller Verwandten) im modernen Europa weiterhin die wichtigste Institution sozialer Sicherung darstellt. Dabei analysierten jeweils ein sozialhistorisches und ein ethnologisches Forschungsteam sowohl geschichtliche als auch aktuelle Entwicklungen der Wechselbeziehungen von staatlicher Politik und familiären Generationenbeziehungen sowie das komplexe Zusammenwirken von institutionellen Regelungen und individuellen Transfers zwischen Generationen.¹²

¹⁰ Das von der Europäischen Union geförderte Forschungsprojekt war am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale angesiedelt. Mehr Informationen zum Projekt siehe: www.eth.mpg.de/kass. Die Ergebnisse des Projektes sind 2010 in drei Bänden erschienen. Vgl. Band 1: Grandits, Hannes (Hg.): *The Century of Welfare: Eight Countries (= Family, Kinship and State in Contemporary Europe, Vol. 1)*. Frankfurt a. M. 2010. (Darin der sozialhistorische Überblick zu Ost- und Westdeutschland; vgl. Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth: *The relationship between family, kin and social security in twentieth-century Germany*. In: Dies.: S. 127-180; Band 2: Heady, Patrick/Schweitzer, Peter (Hg.): *The View from Below: Nineteen Localities. (= Family, Kinship and State in Contemporary Europe, Vol. 2)*. Frankfurt a. M. 2010. (Darin der ethnologische Bericht zu Ostdeutschland; vgl. Thelen, Tatjana/Baerwolf, Astrid: *Navigating kinship relations in Eastern Germany: Love, care and limits*. In: Dies.: S. 232-269; Band 3: Heady, Patrick/Martin Kohli (Hg.): *Perspectives on Theory and Policy. (= Family, Kinship and State in Contemporary Europe, Vol. 3)*. Frankfurt a. M. 2010.

¹¹ Zu den beteiligten Ländern gehörten Frankreich, Italien, Russland, Polen, Kroatien, Schweden, Österreich und Deutschland.

¹² Gegenseitige Hilfe in Familien und in der weiteren Verwandtschaft nimmt unterschiedliche Formen an. Am offensichtlichsten erscheint ökonomischer Transfer in Form von direkten finanziellen Hilfen, Erbschaften oder Geschenken. Zudem wird praktische Hilfe mit Reparaturen oder bei der Suche nach Arbeit und Wohnung geleistet. Eine

Im Rahmen des KASS-Projektes führte ich 2005 im Osten Berlins eine neunmonatige Feldforschung »für (Ost)Deutschland« durch.¹³ Zur Forschung gehörte zum einen die detailreiche Erhebung von Verwandtschaftsnetzwerken mit einem computergestützten standardisierten Fragebogen,¹⁴ die Einblicke in Verwandtschafts- und Generationenbeziehungen anhand von Verwandtschaftsbezeichnungen, familiärem Wissen, Kontakthäufigkeiten und innerfamiliären Transfers geben sollten. Um ein tieferes Verständnis für die alltägliche Praxis von Familie und Verwandtschaft in der Gegenwart zu erlangen, gehörte zum Forschungsdesign zum anderen die klassische ethnologische Feldforschung. Dieser »freie« qualitative Teil der Forschung sollte Aufschluss geben über die Themenkomplexe: Fertilität, Beziehungen zwischen den Geschlechtern und Hilfeleistungen zwischen den Generationen.

i. Feldforschungsort und soziale Verortung

Im KASS-Projekt entschieden wir uns für den Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf als Ort der Feldforschung nicht zuletzt deshalb, weil der Bezirk mit der großen Plattenbausiedlung einschließlich extensiver Infrastruktur sowie einem ausgedehnten Kleinsiedlungsgebiet der eingemeindeten Dörfer auch heute noch eine typische Siedlungsform in Ostdeutschland darstellt. In dem großen randstädtischen Bezirk im Nordosten Berlins leben circa eine viertel Million Einwohner, ungefähr 18 Prozent der Menschen haben Migrationshintergrund.¹⁵ Kennzeichen des Bezirks sind vor allem die in der DDR erstellten Plattenbau-

erhebliche Rolle spielt auch die emotionale Unterstützung zwischen Ehepartnern, zwischen Eltern und ihren Kindern und umgekehrt. Sowohl diese Hilfeleistungen innerhalb der Familie als auch die Arbeitsteilung der Geschlechter werden häufig als »natürlich«, als selbstverständlich und vor allem als individuelle Entscheidung angesehen. Dabei gerät außer Acht, wie sehr sowohl familiäre Unterstützung einerseits staatlich geregelt ist und andererseits auch staatlich unterstützt wird.

¹³ Deutschland wird innerhalb des ethnologischen Teils des KASS-Projektes durch eine Forschung in Ostdeutschland repräsentiert. Im ursprünglichen Projektdesign war eine vergleichende Studie in Westdeutschland vorgesehen, die aus finanziellen Gründen gekürzt wurde. In allen beteiligten Ländern war eine Vergleichsebene die ethnologische Forschung in mindestens einer städtischen und einer ländlichen Siedlung. Für KASS-Deutschland führte der Ethnologe Tilo Grätz die Feldforschung für den ländlichen Raum in Glindow im Land Brandenburg durch. Projektleiterin des Teilprojektes KASS-Deutschland war die Ethnologin Tatjana Thelen.

¹⁴ Der Kinship Network Questionnaire (KNQ) wurde eigens für KASS entwickelt. Die Befragungen mit dem KNQ dauerten teilweise bis zu acht Stunden und gingen über mehrere Sitzungen. Der Umfang und die teilweise umständliche und redundant erscheinende Dramaturgie der computergestützten Erhebung strapazierte die Geduld vieler Interviewteilnehmer_innen erheblich.

¹⁵ Stand 2005.

ten. In die etwa 100.000 Wohnungen in 41 Quartieren, die insbesondere für die »Facharbeitergesellschaft«¹⁶ der DDR vorgesehen waren, zogen von 1976 bis 1990 überwiegend junge, gut qualifizierte Angestellte und Arbeiter_innen mit ihren Familien ein.¹⁷

Nach der deutschen Vereinigung änderte sich mit der »natürlichen« Alterung der ersten Generation und dem Wegzug vieler, vor allem der unter 30-jährigen Bewohner, wegen anderer Wohnorientierungen (weg vom Plattenbau, Bau von Eigenheimen) oder fehlenden Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten auch hier die Bevölkerungsstruktur. Für den Bezirk mit der höchsten Abwanderungsquote in Berlin gehen Prognosen zur Bevölkerungsentwicklung von einem Rückgang der Einwohnerzahl von über 7 Prozent bis 2020 aus. Generell gilt der Bezirk Marzahn-Hellersdorf seit dem gesellschaftlichen Umbruch in Ostdeutschland als im sozialen Abstieg begriffen. In den zahlreichen medialen Darstellungen des Bezirks, die in gleichermaßen düsterem Bild, Ton und Kommentar Monotonie und Tristesse darstellen sowie Ghettoisierungstendenzen und Verfallsprognosen ausrufen, werden gemeinhin ausschließlich die Großsiedlungen mit den Plattenbauten porträtiert. In diesem Darstellungsformat fällt meistens unter den Tisch, dass die Großsiedlungen nicht auf der grünen Wiese entstanden, sondern um die Kleinsiedlungsgebiete mit alten Dorfkernen und Einfamilienhaussiedlungen gebaut wurden. Auch innerhalb der Großsiedlungen gibt es tendenziell ein soziales Süd-Nordgefälle, das mit den Bauzeiten korreliert.¹⁸ Die Befragten leben zumeist sehr gern im Bezirk und beschreiben ihre Wohnzufriedenheit vornehmlich unter der Überschrift des »Wohnens im Grünen«¹⁹ bei gleichzeitig guter Anbindung zur Innenstadt.²⁰ Auch die statistischen Angaben widersprechen dem negativen Image, zumindest was das Bil-

16 Engler, Wolfgang: Die Ostdeutschen als Avantgarde. Berlin 2002.

17 Neben anderen öffentlichen Einrichtungen wurden bis 1990 324 Kinderkrippen, Kindergärten und Schulen errichtet. Diese und die folgenden Daten beziehen sich auf den Sozialstrukturatlas Berlin 2003 (Hg.: Senatsverwaltung, 2004) und auf den Sozialbericht von Marzahn-Hellersdorf (Hg.: Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf 2004).

18 Der Bezirk wurde im Süden beginnend nach Norden ausgebaut, erst ab Mitte der 1980er Jahre entstanden nach Marzahn die ersten Neubauten in Hellersdorf. Die 1979 und 1986 gegründeten, eigenständigen Stadtbezirke Marzahn und Hellersdorf fusionierten 2001 mit den Ortsteilen Biesdorf, Kaulsdorf, Mahlsdorf und Friedrichsfelde-Ost zum Bezirk Marzahn-Hellersdorf.

19 Insbesondere die 1987 begonnenen und seither erweiterten »Gärten der Welt« im Erholungspark Marzahn sind beliebt, aber auch die zahlreichen Grün- und Freiflächen, Parks und Spielplätze.

20 Zur Zeit der Feldforschung gab es zudem die deutliche Tendenz, dass erwachsene Kinder ihre älteren bis betagten Eltern zu sich, nicht in die eigene Wohnung, aber ins selbe Haus holten. Und es zeichnete sich ebenso die Tendenz ab, dass etliche junge Familiengründer_innen wieder in den Bezirk ihrer Kindheit zurückzogen.

dungsniveau und die Einkommenslagen betrifft.²¹ Zur Zeit der Feldforschung 2005 war der Bezirk noch immer einer der kinderreichsten in Berlin: Dass ein Drittel der Bewohner noch im Kindes- und Jugendalter war, machte Marzahn-Hellersdorf zum Bezirk mit dem jüngsten Durchschnittsalter in Berlin.

Für die Feldforschung bildeten sich drei lokale Schwerpunkte heraus. Insbesondere der standardisierte Teil der Forschung, die Erhebung der Verwandtschaftsnetzwerke, fand in einem südlichen Neubauviertel Marzahns statt. Die drei für das *Random Sampling*²² ausgewählten Hochhäuser umgeben einen großen Platz, der auch Marktplatz ist. Darin finden sich neben den jeweils 25 Wohneinheiten verschiedene Geschäfte im Erdgeschoss, darunter ein Reisebüro, ein Restaurant, ein Fitnessstudio und ein Café sowie eine Techniketage. Charakteristisch für die Häuser ist ein/e Concierge in der Eingangshalle als direkte Ansprechperson für Informationen und diverse Hilfeleistungen für die Mieter des Hauses. Viele der dort lebenden Menschen gehörten noch zum sogenannten Erstbezug. Ein weiterer Schwerpunkt in unmittelbarer Nachbarschaft war der klein- bis gutbürgerliche Ortsteil Biesdorf mit bereits in der DDR sowie nach 1989 entstandenen Einfamilienhäusern. Hier habe ich auch bei nach dem Zufallsprinzip ausgewählten Anwohner_innen Verwandtschaftsnetzwerke erhoben. Zentraler Ort für die qualitativ ausgerichtete Feldforschung war zudem die Evangelische Gemeinde in Biesdorf und ihre regelmäßigen Veranstaltungen, wie beispielsweise die *Krabbelgruppe*, der *Elternklön* und der *Seniorenachmittag*. Der überwiegende Teil der Akteurinnen dieser Studie lebt in Biesdorf, dessen Mittelschichtsorientierung noch stärker ausgeprägt ist als im beschriebenen Hochhausviertel. Beide Ortsteile sind nur durch eine Hauptverkehrsstraße voneinander getrennt. Den dritten Schwerpunkt der Forschung bildeten die Veranstaltungen des SOS-Familienzentrums, das im Ortsteil Hellersdorf zwischen einem alten Dorf und einem großen Neubaugebiet gelegen ist. Die Kursangebote und offene Treffpunkte des Familienzentrums ermöglichten vielfäl-

21 Die Arbeitslosenquote lag zur Zeit der Feldforschung mit 17,9 Prozent niedriger als der Berliner Durchschnitt (18,9 Prozent), ebenso der Anteil der Sozialhilfeempfänger (5,86 Prozent im Vergleich zu 7,55 Prozent). Das mittlere Pro-Kopf-Einkommen ist etwas niedriger als im Berliner Durchschnitt (850 zu 900 Euro), allerdings liegt das mittlere Haushaltsnettoeinkommen höher (1.650 Euro zu 1.500 Euro). In Berlin gibt es insgesamt 12 Bezirke, sodass Marzahn-Hellersdorf für diese Statistik an fünfter Stelle liegt (vgl. Senatsverwaltung 2003, Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf 2004).

22 Die Zufallsauswahl wurde mit einer Methodenkombination vorgenommen: in den Hochhäusern anhand von Zufallszahlen und der Geburtstagsmethode (nicht die- oder derjenige, die die Tür öffnen, werden befragt, sondern dasjenige Haushaltsmitglied, das als nächstes Geburtstag hat). Bei den Biesdorfer Einfamilienhäusern erfolgte die Auswahl nach der Intervall- und ebenfalls nach der Geburtstagsmethode. Vgl. Bernard, Harvey Russell: *Research methods in anthropology: qualitative and quantitative approaches*. New York 2006, S. 146 ff.

tige Kontakte zu den Besucherinnen wie auch zum Personal des Zentrums als Expert_innen.

Die dem Bezirk Marzahn-Hellersdorf nachgesagte soziale Mischung von vorwiegend Erwerbslosen, Migrant_innen und jugendlichen Rowdys traf ich in den genannten Feldforschungsvierteln nicht an. Die Biesdorfer_innen greifen indes teilweise den medialen Zuschreibungsdiskurs auf und verorteten sich intern selbst per Wohnort gegenüber »dem Neubaumilieu« als »feinere Leute« und im Rahmend des sozial Erwünschten. So erklärt Maren Hartig, eine meiner Interviewpartnerinnen, ihren Rückzug aus dem Familienzentrum in Hellersdorf, wo sie an zahlreichen Angeboten und Kursen für (werdende) Mütter teilgenommen hatte:

Eben so Lebensansichten, ist ja nun mal hier auch ausgeprägt in der Gegend, dass es so eine Art Zwei-Schichten-System gibt. Ne? Die Leute, die im Plattenbau wohnen. Die eben, weiß ich nicht, mit vier Kindern in einer Zwei-Zimmer-Wohnung leben. Und finden das Leben wunderbar und müssen am Esstisch zum Beispiel auch noch rauchen oder so. Oder wie man dann auch mit den Kindern umgeht. Das ist halt ganz anders.

Solche Abgrenzungsdiskurse der »Vorstadtmütter« gegenüber den »Neubau-müttern« heben auf existente sozial differente Milieus innerhalb des riesigen Bezirks Marzahn-Hellersdorf ab. Zugleich verschärfen sie mit ihrer Reproduktion der kursierenden Bilder die Milieuunterschiede über deren Verräumlichung – hier das bürgerliche Biesdorf, dort die unteren sozialen Klassen im Neubaugebiet. Die Verräumlichung des sozialen Gefälles konzeptualisiert den Bruch der »Lebensansichten« und findet in Maren Hartigs Schilderung über Zuschreibungen statt: Über ihre Aufzählung sozial »eindeutiger« Indizien wie räumliche Enge, Umgang mit Genussmitteln und Manieren beim Essen, eine hohe Anzahl von Kindern und den falschen Umgang mit ihnen findet die soziale Einordnung statt.

Die Mütter in meinem Sample stehen nicht repräsentativ für weibliche Erwerbsarbeitsbiografien und Mutterschaftskonzepte in Ostdeutschland. Dennoch weisen die Entwicklungen, die hier skizziert werden, meines Erachtens über den lokalen Bezug hinaus: erstens aufgrund der oben genannten Zahlen zum Rückgang weiblicher Erwerbstätigkeit; und zweitens schätze ich die Milieuorientierung der Mütter als prototypisch für eine bestimmte Schicht ein: Es handelt sich um gut ausgebildete Frauen in mittleren Einkommenslagen, die im Eigenheim im städtischen Randgebiet in Ostberlin leben. Mit diesem Lebensstil und ihrer starken Orientierung an bürgerlichen Idealen erfüllen sie die Kriterien der normativen Mitte der Gesellschaft und vertreten deren Ideologie.

Die Rolle der Väter spielt in dieser Studie nur eine untergeordnete Rolle. Der Fokus der Untersuchung lag auf Konzepten von Mütterlichkeit und mütterlichen Praktiken. Mütterlichkeit und Väterlichkeit sind natürlich eng aufeinander bezogene Konzepte, doch Daten zu Vätern habe ich nicht systematisch erhoben. Sie ergaben sich eher zufällig während der Feldforschung und tauchen im Text demzufolge nur vereinzelt und ansonsten in der Perspektive der Mütter auf.

- ii. Feldforschungszugänge – Themenzugänge: Auf den Spuren sozialen Wandels oder Das (Er)Finden der »Müttergenerationen«

Es geht in der Ethnographie gewissermaßen darum, sich – nachdem man etwas verstanden hat – noch mehr zu wundern.²³

Zum »Gesprächskreis werdender Mütter« im Familienzentrum Marzahn-Hellersdorf sind heute fünf Frauen gekommen, die alle in den letzten Wochen vor der Geburt stehen, und die Geburtshelferin, die den Kurs leitet und selbst schwanger ist. Normalerweise wird offenbar kaum geredet, wie der Kursname eigentlich vermuten lässt, sondern das Programm sieht Entspannungsübungen, Musik hören und Vorlesen vor. Heute werden jedoch Gipsabdrücke der schwangeren Bäuche angefertigt. Während die Frauen auf ihre Gipsabdrücke warten, die ihnen zur Erinnerung an die Schwangerschaft und zum Anmalen dienen sollen, unterhalten sie sich. Die Besucherinnen scheinen zu fluktuieren, einige kennen sich gut oder oberflächlich, manche sind zum ersten Mal da. Die Frauen sind zwischen 26 und 30 Jahre alt, vier erwarten ihr zweites Kind, die ersten Kinder sind zwischen viereinhalb bis sechseinhalb Jahre alt, und eine Frau, die heute zum ersten Mal da ist, erwartet ihr erstes Kind. Die Frauen leben mit ihren Partnern oder Ehemännern in den verschiedenen Ortsteilen des Bezirks: in Hellersdorf und Kaulsdorf (Neubau), Biesdorf und Neuenhagen (Eigenheim). Auch Brit König steht kurz vor der Geburt ihres zweiten Kindes. Sie arbeitet als stellvertretende Leiterin eines Supermarktes, ihr Mann arbeitet im Schichtsystem. In der Gruppe werdender Mütter erzählt sie, wie schwierig die Betreuung ihres ersten Kindes aufgrund ihrer Arbeitszeiten im Einzelhandel bis heute sei. Sie schließt mit der Frage: »Das war sicher nicht immer gut für meine Tochter, aber was soll ich machen, kein zweites Kind bekommen?« Unter den anwesenden Frauen entsteht daraufhin eine Diskussion. Zwei Frauen sind beruflich in der Verwaltung des

23 Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Dies.: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a. M. 1997, S. 7-41: 29.

öffentlichen Dienstes beschäftigt und schätzen sich sehr glücklich wegen ihrer Jobsicherheit und der Möglichkeit, halbtags zu arbeiten. Zwei andere Frauen arbeiten im Einzelhandel und sind sich einig, dass die Arbeitsbedingungen im Handel, insbesondere für Mütter »sehr sehr hart« seien. Besonders bemängeln sie die Krippenschließzeiten bis 18 Uhr, die sie mit ihren Jobs kaum einhalten können. Nadine Erdmann hat auch aus diesen Gründen kürzlich für ihr zweites Kind ihren selbstständigen Laden für Versandhandel aufgegeben und will künftig von zu Hause aus über das Internet Versandhandel betreiben. Maren Hartig betont mehrmals, dass sie unter diesen Umständen auf keinen Fall ein weiteres Kind bekommen würde. Sie selbst habe sich schon nur für ihr erstes Kind entschieden, weil sie wusste, dass sie im öffentlichen Dienst halbtags arbeiten und so ihren Kindern »viel Zeit zukommen lassen« könne. Die Frauen scheinen sich dahingehend einig zu sein, dass sie damit die ideale Voraussetzung für Familie hat: Ihr Mann verdient das Haupteinkommen, sie verdient halbtags dazu und hat genügend Zeit, sich um die beiden Kinder zu kümmern.²⁴

Diese Diskussion im »Gesprächskreis werdender Mütter« im Familienzentrum Marzahn-Hellersdorf ereignete sich zu Beginn der Feldforschung. Sie ist eine der Schlüsselszenen für meine Forschungsperspektive, die bereits innerhalb des KASS-Projektes Fragen aufgeworfen hatte und sich später zum Thema dieser Studie verdichtet hat. Die von den Frauen diskutierten Schwierigkeiten und Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Beruf und Familie leuchteten mir ein, und ich frage mich: wie lösen die Mütter das Problem? Doch mit anfänglicher Befremdung und Verwunderung verfolgte mich noch eine andere Frage, die salopp formuliert ungefähr so lauten könnte: Seit wann lassen sich Mütter ihre eigenen Babybüche in Gips gießen, stellen sie sich ins Zimmer und malen sie womöglich noch an?

Die Babygipsbauch-Szene eröffnete als mein »Überraschungsmoment« in der Forschung²⁵ eine Reihe von Themen und Fragestellungen: Nach Bedürfnissen von (werdenden) Müttern nach Gemeinschaft, Entspannung und spielerischen

²⁴ Feldtagebuch, 18.5.2005.

²⁵ Zum Überraschungsmoment und zum Erstaunen über angebliche Selbstverständlichkeiten als Ausgangspunkt anthropologischer Forschung siehe beispielsweise Hastrup, Kirsten: *A passage to anthropology between experience and theory*. London 1999. Studien von Ethnologinnen, die sich verwandten Themen aus dänischer, schwedischer bzw. englischer Perspektive widmen, äußern ähnliches Befremden zu Beginn ihrer Forschung. Vgl. Jensen, Anne Juel: *Mutterpflicht und Mütterwünsche. Eine ethnographische Studie in einer schwäbischen Kleinstadt*. Tübingen 2006; Norman, Karin: *Kindererziehung in einem deutschen Dorf. Erfahrungen einer schwedischen Ethnologin*. Frankfurt/New York 1997; Hoecklin, Lisa M.: *Mutterschaft im Vaterland*. In: Hauschild, Thomas / Warnken, Bernd Jürgen (Hg.): *Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart*. Münster 2002, S. 74-89.

schem Umgang mit der Schwangerschaft und dementsprechend nach den institutionellen, expertengeleiteten Beratungs- und Beschäftigungsangeboten für Mütter, nach Lebensmodellen mit Kindern, nach Familienformen und der gewünschten Anzahl von Kindern sowie nach Möglichkeiten und Haltungen zu weiblicher Erwerbstätigkeit und nach dem Zeitmanagement zwischen Familie und Erwerbsarbeit. Dabei schien mir zunächst die »Ambivalenz zwischen voller Erwerbstätigkeit auf Kosten der Kinder oder die eingeschränkte Erwerbstätigkeit auf Kosten der Wünsche der Frau« die grundsätzliche Frage zu sein, die die Frauen beschäftigte und die sie stellten. So hatte ich es in meinen Feldnotizen vermerkt. In dieser Annahme kommt zunächst meine eigene Erwartung zum Ausdruck, dass Frauen und auch Mütter überwiegend selbstverständlich erwerbstätig sind und auch sein wollen, es sei denn, dies wird durch strukturelle Gegebenheiten erschwert. Meine Erwartungshaltung korrespondiert mit der allgemein verbreiteten Annahme, die Frauen und auch Müttern im Osten eine hohe Erwerbsneigung unterstellt. In der weiteren Feldforschung bei den Veranstaltungen und Treffpunkten im Familienzentrum wie auch in der Krabbelgruppe und beim Elternklön in Biesdorf²⁶ fiel mir zunehmend zweierlei auf: erstens, wie sehr die Mütter kleinerer Kinder, die sich zu dieser Zeit in der Erziehungszeit befanden oder nur eingeschränkt erwerbstätig waren, insbesondere eine volle Erwerbstätigkeit problematisieren; und zweitens, mit welcher Intensität und hohem Zeitumfang sie sich um ihre Kinder kümmerten und ihre Mutterrolle ausfüllten. Diese Beobachtungen deuteten wir im KASS-Projekt²⁷ zunächst als Anpassungsdruck an sich verändernde Normvorstellungen zur Vereinbarkeit weiblicher Erwerbstätigkeit in der Familiengründungsphase, den wir als Phänomen dem Einfluss westdeutscher Vorstellungen seit 1989 zuordneten und unter dem Schlagwort der »Retraditionalisierung« in Ostdeutschland im Sinne einer Kehrtwende zum männlichen Familienernährermodell fassten.²⁸

26 Von April bis Dezember 2005 nahm ich an Veranstaltungen und diversen Kursangeboten im Familienzentrum teil und besuchte regelmäßig das wöchentliche *Familienfrühstück*, zu dem Mütter mit ihren kleinen Kindern gingen. Mit Unterbrechungen besuchte ich auch die wöchentliche *Krabbelgruppe* und den monatlichen *Elternklön* in der Gemeinde Biesdorf. Ich gehe im Weiteren nur auf die für diese Studie relevante Feldforschung ein. Die Feldforschung für KASS war, wie oben beschrieben, thematisch breiter fokussiert und insgesamt umfangreicher.

27 Tilo Grätz stellte in seiner Feldforschung im ländlichen Brandenburg die gleichen Tendenzen fest. Tatjana Thelen nahm zuweilen an der Feldforschung in beiden Orten teil.

28 Vgl. die Publikationen, die aus dem Forschungsprojekt hervorgingen: Baerwolf, Astrid/Thelen, Tatjana: Familiengründung und Retraditionalisierung in Ostdeutschland. Ein Forschungsbericht. In: Fikentscher, Rüdiger (Hg.): Europäische Gruppenkulturen. Familien, Freizeit, Rituale. Halle/S. 2006, S. 69-85; Thelen, Tatjana/Baerwolf, Astrid/Grätz, Tilo: Ambivalenzen der Flexibilisierung: Tradionalisierung in Familien- und Geschlechterbeziehungen in Ostberlin und Brandenburg. Working Paper am Max-

Mein Einstieg ins Feld war zugleich mein Einstieg in das Thema. Es waren nicht wissenschaftliche oder mediale Diskurse, sondern die Erfahrungen in der Feldforschung, die mein kulturanthropologisches Erkenntnisinteresse darauf lenkten, Mutterschaftskonzepte und weibliche Arbeitsbiografien als komplexe und aufeinander bezogene Diskurse und Praktiken in Frauenbiografien zusammenzudenken. Der Zugang über die Institutionen ermöglichte mir nicht nur den Einstieg in ein Feld und vermittelte die ersten Kontakte zu Müttern und zu Expert_innen, sondern hier zeigten sich auch Verbindungen sowohl zwischen den Müttern als auch zwischen den Institutionen. Vor allem aber erwiesen sich die Institutionen als Orte für die teilnehmende Beobachtung, an denen sich die Verschränkung zwischen den Diskursen und Praktiken junger Familiengründerinnen nachvollziehen ließen. Zahlreiche »Tischgespräche«, Treffen und Veranstaltungen, an denen zumeist mehrere bekannte und immer wieder neue Frauen teilnahmen, gaben zudem Aufschlüsse über ihre Beweggründe und Selbstdeutungen als Mütter. Gerade im institutionellen *Setting*, das zugleich offen wie auch expertengeleitet war, konnte ich die Diskursregeln und ihre Effekte auf die subjektiven Aneignungen und Praxisnormen der Mütter im sozialisatorischen Akt vor Ort teilnehmend erleben. Diese Form der ethnografischen Beschäftigung mit dem Thema eröffnete Zugänge zur Untersuchung der Wechselbeziehung zwischen institutionellen, also gesellschaftlichen Strukturen und den Praktiken und Selbstdeutungen der Mütter als Akteurinnen auf der Mikroebene.

Im KASS-Projekt standen allerdings nicht nur Familien mit kleinen Kindern im Fokus des Interesses. Die mittlere Generation der Eltern mit halbwüchsigen Kindern war jedoch aufgrund des Alters ihrer Kinder und ihrer Erwerbstätigkeit kaum in solchen institutionellen Kontexten anzutreffen, die sich für teilnehmende Beobachtung eignen. So wählten wir hier einen anderen institutionellen Zugang, indem wir das Forschungsprojekt auf dem Elternabend eines Gymnasiums vorstellten. Dieser Zugang bedeutete dreierlei. Zunächst einmal führte er mir am deutlichsten die Besonderheit einer Forschung im Rahmen einer einschlägigen Forschungsinstitution vor Augen. Ein strukturierendes Moment für den gesamten Forschungsprozess war sicherlich die Seriosität, Glaub-

Planck-Institut für ethnologische Forschung 89 (2006), S. 1-23; Baerwolf, Astrid/Thelen, Tatjana: »Verwestdeutschlandisierung« von Familiengründung und familiärer Arbeitsteilung in Ostdeutschland. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt a. M. 2008, S. 5609-5620 (CD-Rom); Thelen, Tatjana/Baerwolf, Astrid: Traditionalisierung in der Flexibilisierung. Kinderbetreuung und familiäre Arbeitsteilung in Ostberlin und Brandenburg. In: Szydlík, Marc (Hg.): Flexibilisierung – Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden 2008, S. 275-295; Thelen/Baerwolf 2010.

würdigkeit und wissenschaftliche Autorität vermittelnde Visitenkarte des Max-Planck-Instituts für ethnologische Forschung sowie das Projektanliegen, das zudem in mehreren europäischen Ländern vergleichend stattfand. Der recht unkomplizierte Zutritt zum Feld fand mithin auch hinter dem Schild überzeugender offizieller Wissenschaftlichkeit mit sozialpolitischem Anspruch statt.²⁹ Nach der Projektvorstellung auf dem Elternabend meldeten sich einige Eltern und bekundeten ihr Interesse und ihre Bereitschaft für ein Interview. Somit war die Auswahl der Interviewpartnerinnen dieser Elterngeneration von zwei Seiten strukturiert: Auch bei diesem Zugang meldeten sich fast ausschließlich Frauen für ein Interview, die allesamt sehr aufgeschlossen und eloquent waren, und nur zwei Ehepaare. Das Sample ist dadurch sozial recht homogen. Die Mütter gehören zu den gut verdienenden Akademikerinnen und zur leistungsorientierten Mittelschicht, liegen im Alter dicht beieinander und haben fast alle ihre ersten Kinder um 1989 bekommen.³⁰ So nennen einige von ihnen ihre Kinder *Wendekinder*.

Ich nenne sie deswegen und vor allem, weil sich ihre Erzählungen und Praktiken bezogen auf Kinder und Erwerbstätigkeit deutlich von meinen Beobachtungen und den Erzählungen der jüngeren Mütter, den heutigen Familiengründerinnen³¹ aus dem institutionellen Feldforschungskontext unterscheiden, die Generation der *Wendemütter*. Die jeweiligen Familiengründungsphasen der beiden Generationen liegen zeitlich zwar nur zehn bis fünfzehn Jahre auseinander, fallen jedoch bei den Wendemüttern in die Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs in Ostdeutschland und finden bei den Familiengründerinnen bereits in der Bundesrepublik Deutschland statt. Sie werden in dieser Studie die *Nachwendemütter* genannt. Aus dieser vergleichenden Perspektive leitete sich die Frage

29 Die institutionelle Legitimierung half insbesondere auch beim Zugang zu den Expert_innen, die nicht selten, wie beispielsweise im Familienzentrum, durchaus als »doorkeeper« agierten. So wurde hier ein offizielles Vorstellungsgespräch anberaumt, wobei von institutioneller Seite auch um eine »Gegenleistung« für die Erlaubnis zur Feldforschung gebeten wurde: Ein Artikel über das Familienzentrum anlässlich eines bevorstehenden Jubiläums in einer lokalen Zeitung. Zu den Interviews mit lokalen Experten, die ich durchführte, zählten der Leiter des Familienzentrums, die dort arbeitenden Sozialpädagoginnen und die Hebammen, des Weiteren eine Psychologin, zwei Lehrer, Erzieherinnen, Tagesmütter, Pfarrerinnen und verschiedene Vertreter des Sozial- und Jugendamtes.

30 Simone Schubert hingegen gehört zum Jahrgang 1959, bekam ihr erstes Kind jedoch mit Anfang 30 und damit zur gleichen Zeit wie die anderen *Wendemütter*. Katrin Raiter ist 1957 geboren und bekommt nach ihren ersten beiden Kindern, ihr drittes Kind 1989. Bei der Konstruktion der »Muttergenerationen« habe ich jedoch das Alter der Mütter und die Anzahl der Kinder eher vernachlässigt zugunsten der zeitgleichen Erfahrungen des Berufseintritts und der Familiengründung mit Kindern.

31 Damit sind diejenigen Mütter gemeint, die sich zur Zeit der Forschung in der familiären Kleinkindphase befanden.

nach einer älteren Generation von Müttern ab, die ihre Mutterschaft sowie ihre Erwerbsbiografien in den späten 1960er und 1970er Jahren in der DDR erlebte. Die Kontakte und Interviews mit dieser heutigen Großmuttergeneration – im Folgenden die *DDR-Mütter* genannt – ergaben sich vorwiegend über das »familiäre Schneeballverfahren«: Es handelt sich zumeist um die Mütter beziehungsweise Schwiegermütter der Nachwendemütter.³²

Im Zentrum der Forschung standen verschiedene Gruppen von Nachwendemüttern, die ich durch die Feldforschung am intensivsten und über den längsten Zeitraum von 2005 bis 2009 begleitet habe. Aus einer breiten Palette von Feldforschungskontakten wählte ich einzelne Mütter, die die Akteurinnen dieser Studie sind, für umfangreiche leitfadengestützte Interviews aus. In den anderen beiden Generationen führte ich ebenfalls Interviews³³ durch; ihre Familiengründungen habe ich somit ausschließlich in der Retrospektive, als Realität aus »zweiter Hand« nacherzählt, verfolgen können. Daraus ergeben sich auch Konsequenzen für die Form der Ethnografie und insbesondere für die Thesen- und Theoriebildung.³⁴

32 Nach KASS ergab sich diese konzeptionelle Erweiterung der Forschungsperspektive der Dissertation um die DDR-Mütter im Rahmen des Graduiertenkollegs Generationengeschichte an der Universität Göttingen.

33 Die Interviews mit den Wendemüttern fanden vornehmlich in der Zeit der Feldforschung im Jahr 2005 statt, wie auch vereinzelte Interviews mit den Nachwendemüttern. In weiteren Forschungsphasen 2007 und 2009 habe ich die meisten Interviews mit den Nachwendemüttern und mit den DDR-Müttern geführt. Die Interviews waren ebenfalls leitfadengestützt, und die Einstiegsfrage lautete: »Wie war denn damals Ihre Lebenssituation als Sie sich für Ihre Kinder entschieden haben oder als die Kinder kamen? Ich würde gerne Ihnen überlassen, wo Sie genau beginnen möchten.« Nach diesem Erzählimpuls zu Beginn folgte eine mehr oder weniger ausführliche Erzählung der Interviewten. Im weiteren Verlauf strukturierten Leitfragen das Interview. Ich habe die Interviewten generell so wenig wie möglich unterbrochen und lange ihren eigenen Erzählrichtungen überlassen. Zuweilen ergaben sich allerdings auch Gespräche im Interview. Ich habe das nach Gesprächssituation entschieden mit dem Hauptaugenmerk auf die größtmögliche Entspannung der Interviewten und Verflüssigung von Erzählungen. Durch beide Gesprächstaktiken entstanden insgesamt sehr ausführliche Interviews. Abschließend folgte ein, zumeist sehr kurzer Nachfrageteil, in dem ich Nachfragen, scheinbare Widersprüche oder Unverstandenes thematisierte. Im Verlauf der Feldforschung und durch die Interviewtranskriptionen machte ich zunehmend die Erfahrung, dass diese für mich im Interview vermeintlich noch zu klärenden oder abschließenden Fragen zumeist kaum Neues oder Ergänzendes ergaben, sich dieser dritte Teil also eigentlich als überflüssig erwies. Zur Interviewmethode vgl. Honer, Anne: Zur Idee des dreiphasigen Interviews. In: Dies.: Lebensweltliche Ethnografie. Wiesbaden 1993, S. 70-88.

34 Dies zeigt sich insbesondere in den Kapiteln zu Elternschaft und Mütterlichkeit im Generationenvergleich. Hier greift das darin entwickelte Konzept des *doing mother* – Mütterlichkeit als alltägliche Praxis und stetiges Tun – nur in der Generation der Nachwendemütter, deren aktuelle Praktiken als Mütter ich beobachten konnte und nicht nur retrospektiv erzählt bekam.

Wie beschrieben, unterscheidet sich bei allen drei Generationen auch der Kontext der Feldforschungsbegegnung³⁵ und mithin die Auswahl der Mütter. Das Sample der Nachwendemütter über den spezifischen institutionellen Zugang – und damit zusammenhängend das der DDR-Mütter – ist heterogener als bei den Wendemüttern. Die Nachwendemütter gehören ebenfalls überwiegend zu den relativ gut ausgebildeten Mittelschichten mit erwerbstätigen Ehemännern, sind aber nur zum Teil Akademikerinnen, und nicht alle waren zur Zeit ihrer Familiengründung in gesicherten Beschäftigungsverhältnissen. Die meisten Nachwendemütter wurden Mitte der 1970er Jahre geboren, in den Jahren zwischen 2003 und 2005 wurden sie selbst zum ersten Mal Mutter.³⁶ Die DDR-Mütter wiederum decken die Geburtsjahrgänge 1935 bis 1950 und verfügen über einfache bis akademische Ausbildungs- und Berufsabschlüsse ab. Sie bekamen fast alle ihre Kinder Mitte der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre.

Das Konstrukt der »Müttergenerationen« ist somit in gewisser Weise ein aus der Feldforschung hergeleitetes methodisches Artefakt. Es dient zunächst insbesondere der Beschreibung der unterschiedlichen zeitlichen Verortung der erwerbstätigen Mütter mit kleinen Kindern. Definiens des Drei-Generationen-Konzepts sind die Beobachtungen in der Feldforschung, nach der sich die Stile des Elternseins und weiblicher Erwerbstätigkeit in den Generationen unterscheiden. Zwischen den DDR-Müttern und den Nachwendemüttern besteht größtenteils ein familiärer Generationenbezug. Die Wendemütter sind im Sinne einer gesellschaftlich-historischen Übergangs- oder Scharniergeneration im Spannungsfeld zwischen diesen beiden familialen Generationen konzeptualisiert. Der Logik folgend, dass historisch-gesellschaftliche Generationen in historisch einmaligen Konstellationen entstehen (können),³⁷ ist diese Generation über die Zäsur des Umbruchs von 1989/90 und nachfolgender gesellschaftlicher Transformation verankert. Der Name deutet die Zäsur über das historische Ereignis bereits an. Diese Studie wird jedoch zeigen, dass sich alle drei Generationen vor allem als gesellschaftliche definieren lassen.

Im Folgenden soll das Konstrukt der »Müttergenerationen« insbesondere vor dem Hintergrund theoretischer Generationenkonzepte zur Einführung genauer ausgedeutet werden.

35 Siehe Angaben zum Kontext der Begegnung, zur Häufigkeit der Treffen sowie biografische Daten der Mütter in der Übersicht im Anhang.

36 Sabine Theiss wurde bereits 1968 und Nadine Erdmann 1978 geboren und beide bekamen zur Zeit der Feldforschung bereits das dritte beziehungsweise das zweite Kind. Ich zähle sie dennoch zu den Nachwendemüttern, da ich sie im Feldforschungskontext der Familiengründerinnen traf und hier verorte.

37 Vgl. Ryder, Norman B.: *The Cohort as a Concept in the Study of Social Change*. In: Hardy, Melissa A. (Hg.): *Studying Aging and Social Change. Conceptual and Methodological Issues*. Thousand Oaks 1997 [1964], S. 66-92.

III. Theoretische Perspektiven – Biografie und Generation

Die individuellen Erzählungen von Frauen werden in dieser Studie theoretisch-konzeptionell im generationellen Paradigma verortet und als »Müttergenerationen« mit überindividuellen zeitlichen Bezügen gerahmt. Generationelle Figuren stellen Beziehungen zwischen individuellen Verarbeitungsformen sozialen Lebens im Kontext biografischer Erfahrungsaufschichtung und den historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen her. Sie markieren insofern einen »Grenzfall biografischer Normierung und Homogenisierung«³⁸. Damit sind auch Biografien als soziale Konstrukte zu betrachten, insofern sie über die Partikularität des Einzelnen hinausweisen: »Biografien sind immer nur performative Ausdrucksweisen von ›Semantiken‹, die ihnen zugrunde liegen. Das mag ›Geschlecht‹ sein, ›Klasse‹ oder ›Ethnie‹, auch eine interessante Melange aus allem.«³⁹ Zur semantischen Melange biografischer Abschnitte kann auch »Generation« gehören.

Die Rekonstruktion biografischer Erzählungen von Müttern⁴⁰ findet in dieser Studie über die ethnografische Konstruktion generationeller Fallminiaturen statt, die die Wechselbeziehung zwischen Individuellem und Allgemeinem, zwischen Individuum und Gesellschaft aufgreifen und spiegeln. Dabei geht es nicht darum, subjektive Sinnkonstruktionen zum objektiven Sinn einer Generation zu verdichten, sondern »Generation« dient als konstruktive Nahtstelle zwischen dem biografischen Einzelfall und nachhaltigen kollektiven Hintergrundorientierungen.⁴¹ Bei der Konstruktion von Müttergenerationen handelt

38 Best, Heinrich: Geschichte und Lebensverlauf. In: Schulz, Andreas / Grebner, Gundula (Hg.): Generationswechsel und historischer Wandel. Historische Zeitschrift. Beiheft 36. München 2003, S. 68.

39 Alheit, Peter: Biographie und Mentalität. In: Völter, Bettina / Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden 2009, S. 21.

40 Die Interviewdaten habe ich mit dem Datenauswertungsprogramm atlas.ti codiert und teilweise nach den Methoden der Inhaltsanalyse und der Grounded Theorie ausgewertet. Dieses höchst aufwendige Verfahren war insbesondere notwendig zum Sortieren und Managen des Materials, wirkte beim interpretativen Zugang der Daten jedoch eher ergänzend zum ethnografischen Gedächtnis. Vgl. Mayring, Phillip: Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Hamburg 2000, S. 468-475; Strauss, Anselm / Corbin, Juliet: Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1999; Strübing, Jörg: Was ist Grounded Theory? In: Ders.: Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden 2008, S. 13-35.

41 Auf der Mesoebene wird die Familie häufig als *eine* Kontaktzone betrachtet, die zwischen Individuum und Gesellschaft geschaltet ist. Siehe dazu wie auch zu familiären Erzählungen und dem intergenerationellen Diskurs in der Familie Kapitel 4.

es sich – schon allein angesichts der Fallzahl von sieben bis acht Müttern je Generation – nicht um numerische, sondern um theoretische Verallgemeinerungen.⁴² Diese Konstruktion ergibt sich zum einen aus den unterschiedlichen Bezugnahmen der Akteurinnen auf gesellschaftliche Metaerzählungen in ihren »Generationsthemen«⁴³ und zum anderem aus dem intergenerationellen Diskurs um Erwerbstätigkeit und den Normativen von Mütterlichkeit.

Welche Bedeutung biografischen Erlebnissen seinerzeit zugeschrieben wurde, wie sie in den Erfahrungsvorrat eingeordnet wurden, ist ebenso wie deren Präsentation in der Gegenwart des Erzählens von solchen sozialen Rahmungen und den damit zusammenhängenden kulturellen Regeln abhängig.⁴⁴

Durch die kulturellen Regeln, die die Artikulation biografischer Erlebnisse und Deutungen strukturieren, werden das Thematisierte und das Nichtthematisierte wie auch dominante Antwortfiguren und sprachliche Unterschiede im Interview bestimmt. Die Generationalisierung von Müttern, die dieser Studie zugrunde liegt, ist damit zugleich ein Format der Rekonstruktion ihrer Biografien. Im generationell gelesenen Wechselverhältnis zwischen individueller Biografie und Historiografie werden die subjektiven Erzählungen der Akteurinnen zu »Mikroerzählungen der Geschichte«.⁴⁵

Gerade Tradierungs- und Transformationsprozesse sozialer Realitäten lassen sich mit dem Verzeitlichungsbegriff »Generation«⁴⁶ deskriptiv lokalisieren. Seit Karl Mannheims immer noch kanonischem Aufsatz »Das Problem der Generation« von 1928 erlebte Generation als wissenschaftlicher Begriff und Zuschreibungsmodus periodische Hochkonjunkturen.⁴⁷ Plausibilität und Anschlussfä-

42 Das Konzept der theoretischen Verallgemeinerung aus der Biografieforschung geht von der prinzipiellen Auffindbarkeit von Spuren des gesellschaftlich Allgemeinen in einzelnen Biografien aus. Dazu werden Lebensgeschichten und andere Texte auf den historisch-sozialen Kontext ihrer Entstehung und ihre Perspektivität befragt und rekonstruktiv und sequenziell ausgewertet. Vgl. Rosenthal, Gabriele: Die Biografie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter et al. 2009, S. 46-64.

43 Siehe zum Begriff der Generationsthemen Kapitel 2.

44 Rosenthal 2005, S. 51.

45 Vgl. Weigel, Sigrid: »Generation, Genealogie, Geschlecht. Zur Geschichte des Generationskonzepts und seiner wissenschaftlichen Konzeptualisierung seit Ende des 18. Jahrhunderts«. In: Musner, Lutz/Wunberg, Gotthard (Hg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Wien 2002, S. 161-190: 164.

46 Matthes, Joachim: Karl Mannheims »Das Problem der Generationen« – neu gelesen. Generationen – »Gruppen« oder »gesellschaftliche Regelungen von Zeitlichkeit«? In: Zeitschrift für Soziologie 14 (1985) Heft 5, S. 363-372.

47 Mannheim fasst das »Problem der Generationen« in der Trias Generationslagerung – Generationszusammenhang – Generationseinheit ein. Während man einer Generationslagerung durch die Geburt in ein und demselben Zeitraum angehöre, sei für die Zugehörigkeit zu einem Generationszusammenhang derselbe kulturelle Hintergrund, eine »Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit«,

higkeit der Generationenperspektive bestehen dabei augenscheinlich in der Erzählbarkeit von Geschichte. »Insbesondere die Verschränkung von biografischem Zeiterleben und dem Voranschreiten der Geschichte ist im Generationsparadigma begrifflich unverwechselbar aufgehoben.«⁴⁸ Im Unterschied zur bloßen Abfolge von Alterskohorten bedeutet »Generation« nach Mannheim, vereinfacht gesagt, immer Veränderung. In der Verbindung individueller und gesellschaftlicher Zeitverläufe vermag »Generation« als »metahistorischer Begriff und als historiografische Einheit«⁴⁹ Kontinuitäten wie auch Brüche in der Geschichte plausibel zu organisieren. In der Auseinandersetzung mit dem Konzept der Generation wird dies auch kritisch so formuliert: Generationelle Ordnungsweisen sortierten Geschichte quasi naturalistisch beziehungsweise entglitten »zu einem ›natürlichen‹ Periodenbau der Geschichte«⁵⁰.

Dabei besteht relativer Konsens darüber, dass Generationen sich nicht einfach aus der Geschichte ergeben, sondern ein historisches Konstrukt bilden, mit dem sich gerade die deutsche Forschung intensiv beschäftigt.⁵¹ Doch vermutlich gerade weil seine analytische Unschärfe⁵² auch einer der größten Vorzüge des Begriffs ist, werden seit Ende der 1980er Jahre sozialstrukturelle und kulturelle Veränderungen, insbesondere der demografische Wandel und die politischen Umbruchprozesse um 1989, erneut verstärkt aus der generationellen Erfahrungsperspektive diskutiert. Eine der zentralen Hoffnungen, die die Geschichtswissenschaften mit dem Generationenbegriff verbindet, berührt eben

die Voraussetzung (542). Eine Generationseinheit schließlich zeichnet sich, anders als ein Generationszusammenhang, durch ein gemeinsames Ziel, einen gemeinsamen Auftrag aus. Ein Generationszusammenhang also besteht aus verschiedenen gegeneinander positionierten Generationseinheiten, die, bedingt durch die unterschiedliche Verarbeitung derselben Erlebnisse, jeweils gegensätzliche Ziele verfolgen (541–544). Vgl. Mannheim, Karl: *Das Problem der Generationen*. In: Mannheim, Karl: *Wissenssoziologie* (Hg. von Kurt H. Wolff). Neuwied/Berlin 1970 [1928], S. 509–565.

48 Fietze, Beate: *Historische Generationen. Über einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität*. Bielefeld 2009, S. 14.

49 Parnes, Ohad/Vedder, Ulrike/Willer, Stefan: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankfurt a. M. 2008, S. 236.

50 Jureit, Ulrike: Welche Generationen prägten die Bundesrepublik? In: Bahnert, Patrick/Cammann, Alexander (Hg.): *Bundesrepublik und DDR. Die Debatte um Hans-Ulrich Wehlers ›Deutsche Gesellschaftsgeschichte‹*. München 2009, S. 206.

51 Vgl. Bude, Heinz: »Generation« im Kontext. Von den Kriegs- zu den Wohlfahrtsstaatsgenerationen. In: Jureit, Ulrike/Wildt, Michael (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hamburg 2005, S. 28–44.

52 Siehe zur Kritik am Generationenbegriff im Hinblick auf seine konzeptionelle Blässe als analytischer Kategorie und zum prinzipiellen Konstruktionscharakter von Generationen u. a.: Fietze 2009, Jureit 2006 und Lepsius, M. Rainer: *Kritische Anmerkungen zur Generationenforschung*. In: Jureit/Wildt 2005, S. 45–52.

jene Fragen nach gesellschaftlichem Wandel.⁵³ Auch die Soziologin Beate Fietze nennt es das implizite Versprechen des Generationenbegriffs, eine konzeptionelle Brücke zwischen individueller Lebensgeschichte und kollektiver Ereignisgeschichte zu schlagen. So wird das historische Narrativ des Generationenbegriffs besonders in der neueren deutschen Geschichte mit ihren Wechselfällen und Systembrüchen als vielversprechend aufgegriffen: »Nicht zuletzt dokumentiert sich in der Konjunktur des Generationsbegriffs selbst die Erfahrung beschleunigten Wandels.«⁵⁴ Dementsprechend werden auch die DDR und Ostdeutschland seit dem Systemwechsel zunehmend generationengeschichtlich betrachtet.⁵⁵ Auch hier dient »Generation« dazu, historischen Wandel über die generative Erneuerung von Gesellschaft beschreibbar zu machen.

Mit dem beschriebenen Forschungsfokus und meiner Fragestellung habe ich die ostdeutschen »Müttergenerationen«, die hier postuliert werden, im gleichen Maße kreiert, wie Ethnolog_innen generell ihr Forschungsfeld erst durch die Forschung herstellen. Für die Beschreibung der »Müttergenerationen« nutze ich den Generationenbegriff als erfahrungsgeschichtliche Kategorie, die Veränderung und sozialen Wandel konzeptualisiert. Dazu wird weniger der polarisierende Generationsbegriff von Karl Mannheim im engeren Sinne angewandt, der in der gängigen Lesart Generationen als wirkmächtige politische und kulturelle Einheiten betrachtet. Vielmehr geht es um ein weiteres Generationenverständnis, das nicht strikt von Kohorten beziehungsweise dem Alter der Mütter, sondern vor allem von den biografischen Zeitpunkten der Geburt ihrer Kinder und ihres Berufseintritts ausgeht. Mütter lassen sich daher auch als »Kollektive« betrachten, die als jeweilige Zeitgenossinnen mit einer spezifischen Alltags- und Lebenssituation konfrontiert sind und darin mit Erwerbstätigkeit und Kindern

53 Weisbrod, Bernd: Generation und Generationalität in der Neueren Geschichte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 8 / 2005, S. I-II.

54 Fietze 2009, S. 14.

55 Im Jahr 2002 unternahmen eine Tagung und der daraus entstehende Band eine Bestandsaufnahme der unterschiedlichen generationengeschichtlichen Ansätze und Forschungen zur Geschichte der DDR. Vgl. Schüle, Annegret / Ahbe, Thomas / Gries, Rainer (Hg.): Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur. Leipzig 2006. In einem Beitrag beschreibt bspw. Annegret Schüle deutlich unterscheidbare Generationenidentitäten von in unterschiedlichen sozialen und politischen Verhältnissen sozialisierten DDR-Fabrikarbeiterinnen und schlussfolgert, dass es gerade mit dem Generationenkonzept gelänge, Differenzlinien adäquat zu beschreiben. Vgl. Schüle, Annegret: »Für die waren wir junge Hüpfen«. Die »Mütter- und »Töchter«-Generationen in einem DDR-Frauenbetrieb. In: Schüle et al. 2006, S. 169-193. 2009 knüpfte eine Tagung am Graduiertenkolleg Generationengeschichte der Universität Göttingen daran an. Vgl. Tagungsbericht: Option Generation. Zur generationellen (Selbst-)Verortung in Ostdeutschland. 30.10.-31.10.2009, Göttingen. In: H-Soz-u-Kult, 23.12.2009, www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2922.

umgehen müssen. Mit dem Begriff der »stillen Generationen« führt der Historiker Bernd Weisbrod eine mehrdimensionale Ergänzung ein zu Mannheims Generationenkonzept, das sich vornehmlich auf junge, männliche, gebildete und im öffentlichen Raum artikulationsfähige soziale Schichten bezieht.

Andere »stille« Erfahrungsdimensionen müssten viel ernster genommen werden, etwa solche, die sich leiblich verankern, genau wie die Kriegs- und Gewalterfahrung, aber nicht zu einem elitären Hegemonialanspruch verdichten. Dabei wäre zu denken an die Erfahrungsschichtung des vermeintlich generationslosen Geschlechts, das zum Beispiel ein historisch spezifisches Generationswissen um die Gefahren der Geburt oder die Probleme der Verhütung teilte.⁵⁶

»Still« sind die Müttergenerationen in mehrfacher Hinsicht. Stille Erfahrungsdimension sind vor allem geschlechtlich codiert. Die Müttergenerationen sind »stille Erfahrungsgenerationen« jedoch nicht nur als Frauen, sondern insbesondere auch als Mütter, deren Erfahrungen mit einer bestimmten Lebensphase verbunden sind. Die Sozialhistorikerin Tamara Hareven hat darauf hingewiesen, dass sich im historischen Prozess immer neue Lebensphasen herauskristallisieren, indem sie gesellschaftlich als solche benannt und anerkannt werden. Die Familiengründung ist eine gesellschaftlich anerkannte Lebensphase im Lebenslauf, die aber gerade deshalb über ihre spezifische Institutionalisierung als »dissoziiertes Familienleben«⁵⁷ ein Nischendasein fristet, indem sie als Privatsache gilt, die hinter mehr oder weniger verschlossenen Türen stattfindet. Auch die längerfristigen Auswirkungen dieser Lebensphase in Bezug auf Eltern-Kind-Beziehungen und auf Karriereverläufe und -optionen, also die Risiken und Chancen für diejenigen – fast immer die Mütter –, die sich zeitweilig ganz oder zumindest stark in die häusliche Sphäre zurückziehen, sind persönliche Erfahrungen. Obwohl die Vereinbarkeit von Beruf und kleinen Kindern medial verhandelt wird – sowohl in der DDR als auch in den letzten Jahren zunehmend in der Bundesrepublik –, werden damit Erfahrungsdimensionen beleuchtet, die sich vorwiegend im Privaten verbergen, also im stillen »Erfahrungshaushalt des persönlichen Zeitbewusstseins«⁵⁸ verankert sind. In den gewissermaßen »stillen Generationsthemen« werden generationenspezifische Einstellungen und Praktiken zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf verhandelt. Sie dokumentieren zugleich Formen der Bearbeitung sozialer Zustände wie auch des massiven ge-

⁵⁶ Weisbrod 2005, S. 9.

⁵⁷ Vgl. Hausen, Karin: »Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt a. M. 1980, S. 161-191.

⁵⁸ Weisbrod 2005, S. 10.

sellschaftlichen Umbruchs und schleichender Wandlungsprozesse.⁵⁹ Die »Müttergenerationen« sind Erfahrungsgenerationen »die – auch ohne dass dies bewusst von den Zeitgenossen kommentiert worden wäre oder gegenwärtig wird – an spezifischen, auf eine ähnliche Sozialisation oder vergleichbare Schlüsselerfahrungen zurückzuführende Handlungsdispositionen zu erkennen sind.«⁶⁰ Aus diesen Handlungsdispositionen ergeben sich keine Selbstthematisierungen⁶¹ als »Müttergenerationen«, doch die jeweiligen Zeitpunkte um das Ende der Ausbildung, des Berufseintritts und der Geburt von Kindern in den drei Müttergenerationen geben Aufschluss über die »Weichenstellung« kollektiv betrachteter Biografien.

Die Erzählungen der Frauen haben in dieser Ethnografie viel Raum: Gerade in den – differenten wie auch ähnlichen – Erzählweisen kommen individuelle wie auch kollektive, hier generationell gedachte, Wirklichkeitsauffassungen zum Ausdruck. Die Form einer solchen polyphonen Ethnografie rekurriert auch auf die anthropologische Programmatik, eben nicht nur »Fragmente der Anderen in den eigenen Horizont einzurücken«⁶². Die ausführliche Darstellung des Materials bringt die Widersprüche zwischen Erzählungen und Praktiken, zwischen normativen Konzepten und individuellen Strategien zum Ausdruck. Die Rede der Protagonistinnen hat eine eigene Logik und Überzeugungskraft, und ergibt eine vielschichtige und vielstimmige Geschichte. Die Erfahrungen, Haltungen und Strategien der Mütter zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf sind eingebettet in jeweils unterschiedliche soziale Kontexte und Gesellschafts-

59 Vgl. bspw. die Studie von Wohlrab-Sahr et al. zu familiärer Kommunikation und Generationsdynamik im Hinblick auf den religiösen Wandel in der DDR. Wohlrab-Sahr, Monika / Karstein, Uta / Schmidt-Lux, Thomas: Forcierte Säkularität: Religiöser Wandel und Generationendynamik im Osten Deutschlands. Frankfurt a.M. 2009, S. 27.

60 Stadtland, Helke: »Geschlecht« und »Generation«: Konzeptualisierungen in der Geschichtsschreibung über die DDR. In: Rupieper, Hermann-Josef / Sattler, Friederike / Wagner-Kyora, Georg (Hg.): Die mitteldeutsche Chemieindustrie und ihre Arbeiter im 20. Jahrhundert. Halle / S. 2005, S. 90-116: 99.

61 Ulrike Jureit fasst mit dem Begriff von Generation als »Selbstthematisierungsformel« die emische Perspektive in Unterscheidung zur etischen Perspektive auf Generation als »analytische Kategorie«. Jureit betont in ihrer theoretischen Auseinandersetzung mit dem Generationenkonzept die kommunikativen Bedingungen, unter denen generationelle Selbstverortungen stattfinden, während sie »Generation« als Zuschreibungsformel von außen, die die »Realität« des Generationenzusammenhangs postuliert, eher problematisiert. Vgl. Jureit, Ulrike: Generationenforschung. Göttingen 2006, S. 9; Jureit 2009.

62 Berg, Eberhard / Fuchs, Martin: Einleitung. Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Dies. (Hg.), Kultur, Soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Präsentation. Frankfurt a.M. 1995, S. 11-109: 87; vgl. auch Tedlock, Dennis: Fragen zur dialogischen Anthropologie. In: Dies. 1995, S. 269-288.

systeme und verweisen auf spezifische gesellschaftliche Metaerzählungen und kulturelle Grammatiken. Ihre generationsspezifische Relevanzsetzung von Themen dokumentieren so im Umkehrschluss zeitspezifische Mentalitätsfigurationen⁶³ sowie »Formen der Bearbeitung des gesellschaftlichen Umbruchs und der dadurch veränderten Generationenverhältnisse«⁶⁴.

63 Der in Anlehnung an Norbert Elias formulierte Begriff »Mentalitätsfiguration« (vgl. Alheit 2009) zielt auf die gleiche Ebene wie der Begriff der generationellen Figuration: Beide vermitteln konzeptuell zwischen biografischen Erfahrungen, also den individuellen Verarbeitungsformen sozialen Lebens, und den historischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dieses Lebens.

64 Wie Wohlrab-Sahr et al. dies für den religiösen Wandel in der DDR und danach interpretieren. Wohlrab-Sahr et al. 2009, S. 27.

»Wenn Mutti früh zur Arbeit geht« Das Narrativ der voll berufstätigen Mutti in der DDR

Einer der Ausgangspunkte der Anstrengungen der fortschrittlichen Kräfte unseres Volkes, den Frauen die Berufstätigkeit zu ermöglichen, war die Erkenntnis, daß die Verwirklichung ihres Rechts auf Arbeit unabdingbarer Bestandteil ihrer Gleichberechtigung ist.¹

1. Zur Genese einer sozialen Erzählung

»Arbeit« strukturierte und prägte als Mittelpunkt des Alltags, wie in allen Industriegesellschaften, auch das Leben in der DDR. Die »Arbeit« – womit in der DDR ausschließlich Erwerbsarbeit gemeint war² – sollte für eine bessere Gesellschaft und als Ort der Entfaltung der Persönlichkeit im Zentrum des Daseins aller Bürger der DDR stehen.³ Offizielle Statistiken besagen, dass auch die allermeisten Frauen berufstätig waren. Mütter mit kleinen Kindern bildeten keine Ausnahme. Generell wird davon ausgegangen, dass sich in der DDR das Zweiverdienermodell, das heißt eine weitgehende Angleichung männlicher und weiblicher Erwerbsbiografien durchgesetzt hat. Seit den 60er Jahren stieg die Beschäftigungsquote von Frauen zwischen 15 bis 64 Jahren stetig auf circa 90 Prozent an und war damit in den letzten Jahren der DDR eine der weltweit höchsten. Nach einigen Angaben teilten sich die DDR, die Tschechoslowakei und die Sowjetunion den ersten Platz, in anderen galt die DDR sogar als unangefochtener Spitzenreiter.⁴

1 Zitiert nach einer soziologischen Studie in der DDR, vgl.: Kuhrig, Herta / Speigner, Wulfram: Gleichberechtigung der Frau – Aufgaben und ihre Realisierung in der DDR. In: Dies. (Hg.): Wie emanzipiert sind die Frauen in der DDR? Beruf, Bildung, Familie. Köln 1979, S. 11-86: 49.

2 Die konzeptuelle Unterscheidung zwischen häuslicher Reproduktionsarbeit und Erwerbsarbeit wurde kaum getroffen. Erstens »arbeiteten« Frauen und Männer, waren also beide zumeist erwerbstätig, und zweitens galt Hausarbeit in der DDR nicht als »Arbeit«.

3 Vgl. u. a. Kohli, Martin: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, Hartmut / Kocka, Jürgen / Zwahr, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 31-62; Hörz, Peter F. N. / Richter, Marcus: Verfleißigung Ost? Ostdeutsche Arbeitnehmer als Avantgarde der totalverzweckten Gesellschaft. In: Busch, Michael / Jeskow, Jan (Hg.): Eine génération précaire im Osten? Die Verunsicherung und Selbstdeutungen von Jugendlichen nach dem Systemumbruch (Tagungsband). Jena 2010, S. 353-372.

4 Rachel Rosenfeld et al. stellten für das Jahr 1989 eine weibliche Teilnahmerate am Arbeitsmarkt von 89 Prozent (im Vergleich zu 92 Prozent bei Männern) fest. Barbara Ein-

Die Liedzeile in der Überschrift »*Wenn Mutti früh zur Arbeit geht*« aus einem bekannten DDR-Kinderlied verweist auf die überlieferte Erzählung von der »voll berufstätigen Mutti« in der DDR.⁵ Die bis heute wirkmächtige soziale Erzählung gehört zu den *master narratives* der DDR-Geschichte. Das Narrativ ist keine Unwahrheit, die es zu entlarven gilt – die »voll berufstätige Mutti« wird als narrative Grundlage eines sozialen Ordnungssystems betrachtet, in das sich Individuen und Kollektive einschreiben, das sie sich individuell aneignen und über das sie sich verständigen können. Die markante Eindringlichkeit und ihre erzählerische Qualität erlangt die ostdeutsche weibliche Vollerwerbstätigkeit zunächst durch ihren globalen Superlativstatus, vor allem aber auch im Vergleich zur Bundesrepublik, deren soziale Normen und politische Regulative weibliche Erwerbstätigkeit grundsätzlich gegensätzlich konzeptualisierten. Die Rede von der »bundesdeutschen Hausfrau« ist in diesem Zusammenhang mindestens ebenso legendär wie die von der »voll berufstätigen Mutti« in der DDR: Das ostdeutsche Narrativ findet in der westdeutschen Erzählung seine spiegelbildliche Entsprechung.

In den meisten sozialistischen Ländern galt die volle weibliche Lohnarbeit als die Norm für mindestens zwei Generationen von Frauen,⁶ wohingegen in den meisten westlichen Ländern weniger als 50 Prozent der Frauen berufstätig waren und dies überwiegend in Teilzeit. Die DDR und die Bundesrepublik vertraten in diesem Spektrum die jeweiligen Extreme. In der Bundesrepublik leuchtete das traditionelle Leitbild der bürgerlichen Familie verstärkt ab den 50er Jahren, als der Bedarf an weiblichen Arbeitskräften zurückging: »Frauen- und vor allem Müttererwerbstätigkeit sollte, wenn überhaupt, nur in Krisenzeiten

horn geht für 1989 von einer weiblichen Erwerbsbeteiligung von 91 Prozent aus, Hildegard Maria Nickel von 91,2 Prozent. Studentinnen und Lehrlinge sind in diesen Quoten einberechnet. Vgl. Rosenfeld, Rachel/Trappe, Heike/Gornick, Janet: *Gender and Work in Germany: Before and After Reunification*. In: *Annual Review of Sociology* 30 (2004), S. 103-124; Einhorn, Barbara: *Right or Duty. Women and the Economy*. In: Dies. (Hg.): *Cinderella Goes to Market: Citizenship, Gender and Women's Movements in East Central Europe*. London 1993, S. 113-147; Nickel, Hildegard Maria: »Mitgestalterinnen des Sozialismus« – Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig, Gisela/Dies. (Hg.): *Frauen in Deutschland 1945-1992*. Berlin 1993, S. 233-257.

5 Die Bezeichnung »Mutti« war sowohl in den Familien wie auch offiziell weit verbreitet in der DDR. »Unsere Muttis« entstand anlässlich offizieller Ehrbezeugungen gegenüber den tüchtigen und lieben »Muttis« am Frauentag und zur DDR-Propaganda (vgl. auch Nickel 1993). Auch im Kindergarten sprachen die »Tanten« (genannten Erzieherinnen) Mütter häufig so an, wie beispielsweise: »Da kommt ja unsere Mutti«. Die verniedlichende und zugleich entpersonalisierende (An)Rede von Müttern als »Mutti« wird seit 1989 referenziell auch pejorativ verwendet.

6 Vgl. u. a. Einhorn 1993; Klenner, Christina/Leiber, Simone (Hg.): *Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterungleichheit in Mittel- und Osteuropa. Kontinuität und postsozialistische Transformation in den EU-Mitgliedsstaaten*. Wiesbaden 2009.

toleriert werden.«⁷ Für die Erwerbstätigkeit einer Ehefrau mussten noch bis 1977 die Voraussetzung eines Notfalls und die Zustimmung ihres Ehemannes gegeben sein.⁸ Für Frauen in der DDR hingegen sollte zwischen Ausbildung und Rente die Vollerwerbstätigkeit die Regel und Unterbrechungen bei der Geburt eines Kindes kurz sein, sodass es nicht zu einer sogenannten Familienphase wie in der Bundesrepublik kam. Dies galt auch für alleinerziehende Mütter oder für die sogenannten kinderreichen Familien.⁹ Die Möglichkeit, die Erwerbstätigkeit für die häusliche Betreuung Neugeborener zu unterbrechen, wurde zwar zumeist von den Frauen wahrgenommen, überschritt aber in den seltensten Fällen die gesetzlich vorgesehene Freistellung von zuletzt bis zu einem Jahr.¹⁰ Ein schneller beruflicher Wiedereinstieg junger Mütter wurde auch aufgrund des allgemein dargestellten Arbeitskräftemangels durch den Staat gefördert,¹¹ und nur zum Teil gab es – ungern gesehene – temporäre Arbeitszeitreduzierungen für Mütter. Für diejenigen Mütter, die in der Bundesrepublik erwerbstätig waren, geht man überwiegend vom sequenziellen Dreiphasenmodell weiblicher Erwerbstätigkeit aus: eine erste Erwerbsphase, eine Familienphase ohne Erwerbstätigkeit und der erneute Wiedereinstieg in den Beruf.¹² Das überlieferte

7 Vgl. Budde, Gunilla-Friederike (Hg.): *Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945*. Göttingen 1997, S. 12.

8 Die Zahl der erwerbstätigen Frauen lag von 1950 bis 1980 zwischen 30 und 33 Prozent. In den 80er Jahren stiegen die Zahlen erheblich an. Vgl. ebd.

9 Zur Spezifik des weiblichen Lebenslaufs in der DDR gehörte auch, dass die hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen beziehungsweise der Mütter nicht zu einem höheren Gebäralter und auch nicht zu einer Zunahme der Quote kinderloser Frauen führte. Zu typischen weiblichen Lebensläufen in der DDR siehe z. B. Merkel, Ina: *Leitbilder und Lebensweisen von Frauen in der DDR*. In: Kaelble, Hartmut et al. 1994, S. 359–382; Tippach-Schneider, Simone: *Sieben Kinderwagen, drei Berufe und ein Ehemann. DDR-Frauengeschichten im Wandel der Sozialpolitik*. In: Fortschritt, Norm und Eigensinn. *Erkundungen im Alltag der DDR*. Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR e. V. (Hg.). Berlin 1999, S. 129–150.

10 Die Freistellung betrug für die ersten beiden Kinder jeweils 12 Monate und ab dem dritten Kind 18 Monate. Vgl. Speigner, Wulfram und Runge, Irene: *Kind und Gesellschaft: eine soziologische Studie über die Geburtenentwicklung in der DDR*. Berlin 1987. Unverheiratete Frauen konnten das Babyjahr bereits nach der Geburt des ersten Kindes in Anspruch nehmen, verheiratete Frauen jedoch erst mit der Geburt des zweiten Kindes. Vgl.: Goldstein, Joshua R. et al.: *Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland: Ergebnisse im Rahmen des Projektes »Demographic differences in life course dynamics in Eastern and Western Germany«*. MPIDR. Rostock 2010.

11 Vgl. Merkel 1994; Trappe, Heike: *Work and Family in Women's Lives in the German Democratic Republic*. In: *Work and Occupation* 23 (1996), Heft 4, S. 354–377.

12 Vgl. u. a. Lewis, Janet/Ostner, Ilona: *Gender and the Evolution of European Social Policy*. Universität Bremen: Zentrum für Sozialpolitik 1994; Esping-Andersen, Gøsta: *The three worlds of welfare capitalism*. Cambridge 2003.